

(Nachdruck verboten.)

71

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

Auf einmal hob sich der Trompetertoni von dem Bänklein, das auf dem Podium der Musikanten in der Ecke des Saales aufgestellt war, und schaute nach der Tür — über die Köpfe weg, durch den wirbelnden, goldenen Staub und schnauzte in den hängenden, grauen Schnauzbart, als wäre er unter Wasser gewesen. Seine knollige Nase färbte sich noch dunkler, die wimperlosen, rotbeliderten Augen funkelten böshaft.

„Toni, wo bleibt der Walzer?“ rief der Vortänzer über die Schulter und bückte sich, um beim ersten Ton einen rechten Schleifer zu machen.

Aber der Toni gab seinen Mannen kein Zeichen, sondern stemmte die Trompete auf das Bein, wie er es als Trompeter bei den Chasseurs von Vincennes getan hatte, vor mehr als zwanzig Jahren, und lauderswelschte mit heiserer Stimme:

„Donnerschlag, was wollen die hier, die Schwobendouaniers? Ins Bombardon haben sie dem Charlot gelangt, ob er keinen Tabak drin hat oder keinen Champagner, wo wir von der Ferme de la Belbriche herübergewalzt sind!“

Die Köpfe wandten sich nach der Tür. Auf dem Flur, wo die Tanzmüden an den Wänden lehnten und die Mägde mit Tellern und Gläsern auf- und abschossen, standen zwei Grenzaufseher in ihren grünen Röcken und dunklen Tellermützen und schauten neugierig in den Saal.

Einen Augenblick war es still geworden wie in einer Kirche, die Burschen zogen die Brauen zusammen, eine heimliche Unruhe lief durch die Reihen.

Einer der Grenzer, ein strammer junger Kerl mit einem weißblonden Schnurrbart und roten Backen, trat über die Schwelle. Er hatte ein Mädel an der Hand ergriffen und zog die Spröde in den Saal.

„Na, Fräulein, nun seien Sie doch gemütlich! So'n Länzchen ist doch nicht schlimm. Wir kennen uns ja.“

Da schrie der Trompetertoni, indem er mit dem Fuß aufstampfte, daß die Dielen krachten und die leeren Gläser unter dem Bänklein hoch aufsprangen:

„Euch spielt der Teufel zum Tanz, aber keiner von uns!“ Der Grenzaufseher blickte verblüfft auf. Das Mädchen riß sich rasch los und schob sich hinter die anderen. Es war so still im Saale, daß man die große Bremse, die sich am Fenster den Kopf einstieß, deutlich brummen hörte.

„Kommen Sie heraus, Willens, ich hab's Ihnen ja gleich gesagt, es seht Radau,“ raunte der andere Beamte seinem Kameraden zu.

Doch der hörte nicht. Er war ganz blaß geworden und ging langsam, mit durchgedrückten Knien zwischen den Paaren hindurch auf das Podium zu. Dicht vor dem Trompetertoni blieb er stehen, warf den Kopf in den Nacken und schaute zu ihm in die Höhe.

„Hören Sie mal, Herr Stabstrompeter, ich werd' Ihnen mal was sagen: Wenn Sie Ihre Schnauze nicht halten, dann haue ich Ihnen eine rinn, daß Sie Ihr Lebtag nicht mehr an Ihrer Blechboudelje lutschen. Haben Sie mich verstanden?“

„Willens, zum Donnerwetter, keine Dummsheiten!“ Der andere war ihm nachgegangen und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Es war Bewegung in die Menschen gekommen, einige hatten unwillkürlich gelacht bei der forschen Rede des Douaniers, jetzt aber blickten alle feindselig drein und drängten gegen ihn vor.

Der Toni brauchte einige Minuten, um die schnell und scharf gesprochenen Worte zu verstehen, endlich hatte er sie verstanden.

„Ah, da schau her! Ich schlag dem Tabakschmecker den Schädel ein mit der Trompete.“

Und er schwang das Instrument über dem Kopfe und hätte blind dreingeschlagen, wenn der Charlot nicht mit seinem Bombardon dazwischengefahren wäre.

Bugleich aber brach ein wilder Lärm los, und Flüche und Drohworte kreuzten sich. Auf dem Podium rang der Toni

gegen seine Getreuen, die Ziehharmonika, Bombardon und Fiedel im Stich ließen und ihn zu bändigen suchten. Nur der Klarinetist faugte noch an seinem Rohr. Unten im Saal schrien die Burschen auf die beiden Eindringlinge ein, und hie und da kreischte ein Mädchen hell auf vor Schrecken.

In diesem Augenblick, als schon die Bedrohten nach den Hirschjärgern griffen, erschien Daniel auf der Schwelle. Das Mariele hatte ihn aus der Gaststube geholt. Er sah die grünen Mützen mitten im Gewühl und warf sich hinein.

Aber die Bewegung, mit der sich der Hausherr durch die Menge Bahn brach, hatte die blinde Wut vollends entfesselt, und schon haschten sehnige Hände nach den Grenzjärgern, rissen raube Finger an den Bändelieren, flog einem die Mütze, von einem Faustschlag getroffen, ins Genick, und als der andere das Seitengewehr mit einem wilden Ruck aus der Scheide riß und ein Hieb der breiten Klinge dem Dreiftesten über den Kopf setzte, daß das Eisen klang und der Betroffene die Arme in die Höhe warf und mit fest aufeinander gebissenen Zähnen hintenüber schnellte, um gleich darauf nach vorn zu tauchen und mit dumpfem Fall im Knäuel der stampfenden Füße zusammenzubrechen, da schrien sie auf und zückten die Messer, und ein tobender Knäuel wälzte sich durch den hallenden Saal.

Die Stühle brachen, die Gläser splitterten, vom Podium schmetterte der Toni in einem Taumel trunkenen Entzüdens die alten Signale, daß die gellenden Töne sich überstürzten, und dem Trompeter die Halsadern wie Stricke schwoilen. Und noch einmal bligte die Waffe des Grenzers, rechte sich sein Arm hoch aus dem Gewühl und das blanke Eisen glänzte kalt über den dunklen Köpfen, die von allen Seiten dicht herandrängten, daß der Schlag gefesselt blieb im wilden Würgen, Brust an Brust und Gesicht an Gesicht. Und dann ein Schrei, ein einzelner, hell einsetzender, in einem Gurgeln endender Schrei, und der Arm, der den Säbel geschwungen, kniete wie ein abgefägter Ast. Mit einem Messer in der Brust taumelte der Mann zwei Schritte zurück, und dann schleuderte ihn ein letzter Ansturm im Fallen auf das Podium, mitten hinein zwischen die Musikanten.

Der Trompetertoni torfelte, das Bombardon rasselte dröhnend zur Erde und die Klarinette quiekte einen jäh vom Munde gerissenen tierischen Laut, der sich wie das Todesröcheln eines gestochenen Schweines anhörte. Ein brüllendes Gelächter antwortete dem Jammerlaut, und schon sah der zweite Grenzwächter, der sich vergebens bemühte, den Revolver in die rechte Hand zu bekommen, — sie rissen ihm das Koppel vom Leib — dem Tod ins Auge.

Da erreichte Daniel Junt die Estrade, packte die Bank, auf der die Musikanten gesessen, und schmetterte sie mit furchtbarer Wucht von oben auf die rauchenden Köpfe. Bei dem zweiten Streich ließ er sie fahren, und die Eichenplanke wetterte über die Nasenden hin und kam mitten zwischen ihnen zur Erde, ein halbes Duzend blutend und betäubt zu Boden reißend im dröhnenden Fall. Rasch riß er den noch aufrechtstehenden Grenzer zu sich auf die Bühne, drängte ihn hinter sich in den schützenden Winkel und trat breitbeinig über den todwunden Mann, der mit blutigen Fingern um sich schlug und roten, blasigen Schaum auf die graue Diele spie.

Hinter ihm rasselte die Batterie des Revolvers, den der andere schußfertig machte, aber es war plötzlich still geworden, und nur das Gurgeln des Verwundeten und das Stöhnen der durch die Bank zu Boden Geschmetterten ächzten im Saal. Auf dem Flur unruhiges Trippeln, treppauf, treppab ein Rennen und Jagen, im Saale tiefe Stille, schwere Atemzüge und das scharfe Knaden, wenn der Grenzaufseher die Trommel des Revolvers drehte.

Da sprach Daniel mit tiefer vibrierender Stimme: „Raus! Hier wird nicht mehr getanzt, so lange das Blut auf der Diele steht.“

Er wies mit der erhobenen Hand nach der Tür. Sein Gesicht war gelb wie Wachs, und unter den dichten Brauen brannten die Augen, die Unterlippe zitterte im kalten Born.

Einen Augenblick noch war es still, dann schoben sich die ersten zur Tür, mitten aus dem Hausen aber schrie plötzlich einer:

„Der Junt ist ein Schwob worden. Man sollt ihm 's Haus über'm Kopf anzünden, dem Preußenschlecker!“

SUND I

Mit einem Satz war Daniel Junt unter ihnen, packte den Schreier an der Brust und drängte ihn über die Schwelle und an das Treppengeländer, und ehe noch die anderen ihn zurückgerissen, hob er ihn in die Höhe und schwang ihn über die Lehne. Ein Würgen und Wehern, Poltern und Krachen, Wetzern und Wimmern, ein dumpfer Fall, und der Wursch lag unten im Flur. Zwei unter ihm, die hatten ihm die Knochen gerettet, als sie selbdrift in die Tiefe fuhren.

Daniel stand oben auf der Treppe.

„Geh, das war der letzte Pfingsttag hier oben, ihr Mordsbuben. All über zwei, da hat's Courage gebraucht dazu! Raus mit Euch!“

Gebietend wies er die Treppe hinunter, und die noch oben waren, stolperten über den Gang, trampften über die Stiege hinab und verließen das Haus.

Die Weiber waren ihnen schon voraus und standen in kleinen Gruppen vor der Tür, mit wirrem Haar und heißen Backen.

Dann gab Daniel den Mägden Anweisung und trug den Verwundeten mit Hilfe seines Kameraden in eine Kammer. Sie fanden den Stich in der Seite unter den kurzen Rippen, schräg nach oben schien das Messer ins Lungengewebe eingedrungen zu sein. Der Sepp spannte den Break ein und preschte nach La Motte hinunter zum Arzt.

Als Daniel aus der Kammer kam, lief ihm Florence zwischen die Beine, mit entzweitem Gesicht, keuchend vor Aufregung, und warf sich wild an ihn, packte ihn um den Leib und schluchzte:

„Bist nicht tot, Batterle! Sie haben gesagt, Du bist tot, und der Missi tät Dich kaputt machen.“

Da fuhr er ihr durch die Haare und antwortete mit einem verächtlichen Lachen:

„Nein, den Daniel macht man nicht so geschwind kaputt. Geh, schau, Dummdchen, 's Brüderle liegt allein in seinem Kratten.“

Verächtelt schlich Hloflo davon, sein Schluchzen war jäh verstummt. Mit einem seltsamen Ausdruck in dem plötzlich frühreif erscheinenden, mädchenhaft runden Gesicht, hockte es in der Stube neben der Korbwiege, in der der Knabe schlief. Das Rettele hütete beide.

Als Daniel kurz darauf aus dem Gaszimmer ins Erdgeschoss trat, kamen die Musikanten, die wie geschichtete Sühner so lange im leeren Saale gefessen, leise die Treppe herab. Der Trompetertoni duckte sich, als wär der Habicht über ihm, und erwiderte kein Wort auf den Abschiedsgruß des Wirtes.

Der Klang hart und verächtlich.

„Du hast das letzte Mal bei mir zum Tanz aufgespielt, mach, daß Du über den Berg kommst, eh Dich der Wendarm packelt, Du Schandmaul!“

Dann ging er hinter ihnen drein und blieb auf der Schwelle stehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zion City.

In Amerika findet das religiöse Seltene seinen besten Nährboden. Es kann leicht tiefe Wurzeln schlagen und sich auswachsen nach Belieben, sogar bis zu einer Bedeutung wie sie die Mormonen erlangt haben. Der eine läßt den anderen gewähren, und es kann — ohne Phrase — jeder nach seiner Fassung selbig werden. Dazu ist eine reiche Auswahl vorhanden, denn es gibt über hundert Seltene, von denen jede das alleinseligmachende Christentum lehrt, wenn auch, wie gewöhnlich, nicht übt. Es fällt gar nicht besonders auf, wenn irgendwo ein sonderbarer Heiliger, ein neuer Prophet aufsteht und an den Straßenecken wieder mal ein neu entdecktes Christentum predigt. Mancher, der die Sache nicht „smart“ anfängt, verdient nicht das Salz zum Brot dabei, ein anderer wird Millionär, denn da „steckt immer noch Geld drin“, it's money in it, wie der Amerikaner sagt.

Für die Möglichkeit, die schwarze Seele zu retten, gibt man in Amerika viel Geld aus. Die Heilsarmee holt Schätze aus Amerika und gibt den Beszten von allem, was sie holt, den Armen, und jedesmal unter Pantenschlägen und Trompetenstößen. Freilich könnte mancher neugierig fragen: Wo bleiben die anderen neun Zehntel? Aber man weiß ja, was so eine Armee kostet! Man frage nur die anderen großen Herren in der Welt, was ihre Armeen mit den Generälen und Offiziercorps für Summen verschlingen. Es ist sogar eine Konkurrenzarmee entstanden, die ganz genau nach dem Muster der Heilsarmee „arbeitet“. Ihre Mitglieder nennen sich die christlichen Freiwilligen von Amerika, — als ob die anderen es nur für's Geld tun.

Die letzte größere religiöse Gründung ist die Zionkirche, die Christlich-katholische apostolische Gemeinde von Zion, von Dr. John Alexander Dowie im Jahre des Heils 1897 vor die große Öffentlichkeit gebracht. Einst mußte er die armen Sünder mit schwerer Mühe herbeilocken, um sie zu bekehren, und es packte ihn oft die Angst, weil nur so wenige kommen wollten. Heute fühlt er sich als Hirte über 21 000 Schafe, als Gebieter über Millionen von Dollars und als begnadeter Prophet Elias II. der Wiederhersteller.

Mit den Zionisten ist diese Zionkirche natürlich nicht zu verwechseln. Die Zionisten möchten den Juden gern ein eigenes Vaterland verschaffen, obgleich die meisten Kinder Israels mit der ganzen Welt als Vaterland zufrieden sind. Auf dem jüngst in Basel versammelten 7. Zionistenkongress gerieten sich die Teilnehmer über die Zionprojekte arg in die Haare, und die schönsten Aufrufe und Resolutionen, von Dr. Max Nordau verfaßt, können über die Schwäche und Zerfahrenheit dieser Bewegung nicht täuschen.

Und dennoch sollte die Welt ein Zion erstehen sehen, allerdings nicht für die Juden, sondern für rechtgläubige Christen. Johannes Alexander, der große Prophet, hatte im Staate Illinois in Amerika ein Zion gegründet.

Zwischen Chicago und Milwaukee, sechs englische Meilen nördlich von Waukegan, ist seit vier Jahren eine neue Stadt entstanden, Zion City, mit etwa 10 000 Einwohnern. Die Zionkirche hat hier ein in mancher Beziehung interessantes Gemeinwesen geschaffen. Es besteht eine Art Kommunismus unter kirchlicher Leitung. John Alexander Dowie verstand es, einen ökonomischen Unterbau herzustellen, auf welchem die Gemeinde vorläufig sicher ruht. Da kommt mancher zu einem Häuschen und Land, der es sonst nie dazu gebracht hätte, allein durch seinen Glauben. Freilich muß er nun auch arbeiten und ein guter Jünger sein, sonst wird ihm das hübsche Häuschen und das Land wieder fortgenommen. Grund und Boden wird nicht verkauft, sondern bleibt Gemeinbesitz; man kann eine Pachtung haben, und ein Pachtvertrag lautet sogar auf „tausend Jahre“. Dieser Vertrag ist aber so gehalten, daß jedes schwarze Schaf zu jeder Zeit ausgewiesen werden kann, so daß nur die unschuldigen weißen Schafe das Recht haben, in Zion zu bleiben.

Es gibt große industrielle Anlagen in der Stadt, und für Nahrung, Kleidung und Wohnung ist gesorgt. Die genossenschaftliche Arbeit ist gut organisiert worden. Man beginnt mit Gesang bei der Arbeit und es wird mehr Wert auf die Qualität als auf die Quantität gelegt. Man stellt gute Ware her und vermeidet streng alle Fälschungen und Vetrügereien. Dadurch sichern sich diese Waren auf dem Markte einen Platz, und man kann verkaufen, was man nicht selbst braucht. Die achtstündige Arbeitszeit ist als Regel eingeführt.

Vor kurzem wurde das „Laubbüttenfest“ in Zion gefeiert und es wurde der Freude über den bisherigen Erfolg der Gemeinde Ausdruck gegeben. Zwei lange Extrazüge brachten viele neugierige Besucher aus Chicago, welche sich die eigenartige Nachbargemeinde mal ansehen wollten. Ein Besucher erzählt in „Neues Leben“, Chicago:

„Das erste, was dem Ankömmling ins Auge fällt, sind die industriellen Anlagen: die Spinnfabrik, die Wäberei, die Wäscherei und die Buchdruckerei. Diese liegen östlich vom Eisenbahnsteig und am See-Ufer; alle Gebäude sind mit der Eisenbahn durch Gleise verbunden.“

Westlich von der Eisenbahn liegt die eigentliche Stadt. Die Wohnhäuser liegen in zweitem Viereck, nach Norden und Süden. In der Mitte der Ansiedelung erheben sich die öffentlichen Gebäude, ein Miesenhôtel, die Schule, die Post, die Hochschule, das Verwaltungsgebäude, der Konsumvereinsladen und die Versammlungshalle, Tabernakel genannt. Das ist ein riesiger Kasten, aber für mehr als 7000 Personen finden sich gutgeordnete Sitzplätze darin. Die ganze Anlage erinnert an den berühmten Mormonen-Tabernakel in Salt Lake City, wie überhaupt der Gründer von Zion City, Dr. Dowie, dem Organisationsgenie Brigham Young, der im wilden weiten Westen für Hunderttausende eine Existenz schuf, bewußt oder unbewußt, vieles nachgeahmt hat.

Im Tabernakel sind Sauberkeit, Ordnung und System, die in Zion City eine Hauptrolle spielen, bemerkbar. Man kann seine Kopfbedeckung unbesorgt unter den Stuhl werfen; ein roter Teppich bedeckt den Fußboden im Hauptschiff. . . . An der nördlichen Seite finden sich wunderliche Sammlungen derjenigen Gegenstände, welche die Zionsmitglieder aufgegeben haben, teils infolge besserer Gesundheit, teils infolge des Entschlusses, solche Sachen fernerhin zu meiden. Da sieht man Bandagen und Krücken aller Art, Spritzen, Gummi-Wasserfäße, Geburtszangen und andere ärztliche Instrumente, Medizinflaschen, Wisenschachteln, Tabakspfeifen, Brillen, Rosenkränze, Weihwasserbeden und sonstige Sachen. Kurzum, eine seltsame Sammlung, die andeutet, welchen Einfluß die Mitgliedschaft in Zion auf die Lebensgewohnheiten der Mitglieder ausübte.“

Der Besucher lobt Dowies Organisationstalent und meint, es wird interessant sein, die Entwicklung von Zion City zu beobachten.

Der Medizin hat diese Gemeinde den Krieg erklärt; sie übt nur die arznei- und operationslose Methode. Es werden Gebeisturen gemacht. Die Mitglieder glauben an Heilmunder, wie sie die Bibel von Jesus erzählt. „Blätter der Heilung“, heißt eine Zeitung, die im Zion-City herausgegeben und nicht nur in englischer Sprache verbreitet wird. Deutsche Gemeinden erhalten die Zeitung in ihrer Sprache von Zion City bis nach Berlin. Darin ist zu lesen von wunderbaren Kuren durch die Kraft des Glaubens allein. Sogar

ein Lehrer in Berlin tritt als Zeuge dafür auf; er wurde geheilt von vielen Gebrechen durch seinen Glauben. Allerdings berichtet dieser Zeuge mit deutscher Ehrlichkeit und Gründlichkeit, daß bei einer Untersuchung einmal ein geistiger Defekt bei ihm festgestellt wurde, aber das hat nur für den Freidenker eine Bedeutung, nicht für den Gläubigen.

Der Alkohol wird von den Anhängern Zions streng gemieden. „Einen guten Tropfen“ gibt es nicht in Zion City, das ist ein Söllentrank dort und Teufelskraut heißt die Zigarre, ob sie gleich himmlisch duften möge. Kein Pfeifchen ist erlaubt, kein Prieschen, kein Prieschen!

Zu den eigenartigen Sätzungen, die Zion der einen oder der anderen Religion entnommen hat, gehört das Verbot des Genusses von Schweinefleisch. Dowie erklärt, daß das Schweinefleisch ein Krankheitszeuger sei, und er behauptet, daß er in der Beurteilung dieser Sache eine Autorität sei. Was die Ärzte darüber sagen, kümmert ihn nicht, denn „sie lügen immer und überall und die Richter und Advokaten haben viel Spaß mit den medizinischen Sachverständigen. Es ist, wie neulich jemand sagte: Die Chicagoer Ärzte kann man in drei Klassen einteilen: erstens Lügner, zweitens Vorzugslügner und drittens Eminenzlügner oder Sachverständige und das sind die schlimmsten von allen“.

Dowie sagt, „daß die schlimmsten Verbrechen unserer großen Städte da begangen werden, wo die Leute so arm sind, daß sie keine andere Nahrung als Schweinefleisch haben“. Er will ferner wissen, auf Grund seiner „eigenen Erfahrung, welche größer als die der Owens Universität ist, vielleicht größer als die irgend eines zu dieser Zeit lebenden Menschen“, daß bei orthodoxen Juden kein Krebsleiden vorkommt, weil sie kein Schweinefleisch essen.

„Ihr müßt eilend wählen: Jesus Christus oder die Schweine! — Jesus Christus oder Tabakgibt! — Jesus Christus oder Alkohol! — Jesus Christus oder Geheimgesellschaften!“

Das Christentum der Zionskirche ist ein Gemischel von allen möglichen Glaubenssätzen verschiedener Religionsgemeinschaften. Dowie behauptet, er habe von jeder Sekte das Beste genommen und zu der „wahren“ christlichen Lehre vereinigt. Er stützt sich auf die Bibel und das apostolische Glaubensbekenntnis. Auf Rom wie auch auf die protestantische Kirche ist der „erste Apostel“ in Zion nicht gut zu sprechen. Er sagt u. a.: „Rom fällt überall in Stücke, doch wird es schwer sterben. Rom versteht mit Gift und Dolch umzugehen, und es wird nicht Roms Schuld sein, wenn Herr Combes (zurzeit der Rede französischer Premierminister) ein alter Mann wird. Auch die abtrünnigen protestantischen Kirchen fallen in Stücke.“ — Zion will natürlich die fallenden Kirchen erfragen und hat den Ehrgeiz, eine Weltkirche aufzurichten und den Weltfrieden herzustellen.

Dowie ist der Ansicht, daß ein Weltkrieg bevorsteht und ermahnt seine Gläubigen, sich nicht daran zu beteiligen, mit folgenden Worten: „Meine Anweisungen an unser Volk in der ganzen Welt lauten: Laßt Euch lieber töten, als daß Ihr jemand tötet. Gehorcht niemandes Befehl, Euren Nächsten zu töten. Gottes Gebot sagt: Du sollst nicht töten. Gleichviel, ob Kaiser, König oder Präsident es Euch befiehlt. — Du sollst nicht, steht durch Gottes Finger geschrieben. Wer tötet, ist ein Kind des Teufels. Ich betone dies ganz besonders und wünsche, daß diese Worte als apostolische Kundgebung veröffentlicht werden, damit unser liebes Volk in fernen Ländern hierüber nicht ohne einen maßgebenden Ausdruck bleibe.“

Dowie wird noch deutlicher und sagt: „Ihr sollt kein Schwert noch ein Dolch tragen, noch Euch zu Wasser oder zu Lande an den Angriffen der Artillerie beteiligen. . . Ich werde jeden von der Mitgliedschaft der Kirche ansprechen, der im Kriege von Waffen Gebrauch macht. Zu Zion soll auch nicht ein einziger Mann gehören, der zum Töten auszieht. Ich lehre mich weder an die Aushebung noch an sonst etwas. Werden unsere Männer jedoch gezwungen, in die Arme einzutreten, so sollen sie nicht einen Schuß abfeuern, selbst wenn die Todesstrafe darauf steht.“

Das ist ein Befehl, der für die Gläubigen verhängnisvoll werden kann in allen Ländern, in denen Militärzwang herrscht. Zion sendet seine Apostel aus nach allen Erdteilen und zu allen Völkern. In Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind viele Mitglieder gewonnen worden; in Berlin zählt die Zionsgemeinde etwa 180 Personen. In Italien und der Schweiz, besonders aber in Großbritannien hat Zion Fortschritte gemacht. Sogar in Südafrika ist ein Hauptquartier errichtet, und viele Zulus haben sich zu Zion bekehrt. Auch in China ist Zion vorgebrungen.

Das Hauptquartier für den europäischen Kontingent befindet sich in Zürich. In der Schweiz bestehen Zweiggemeinden in mehr als zwanzig Orten.

Einen großen Coup hat Zion gegenwärtig vor. In Mexiko soll im Staate Tamaulipas auf einem Landstrich, der zwei Millionen Acker Land umfaßt, eine Ansiedelung gegründet werden. Der erste Apostel war kürzlich beim Präsidenten Diaz von Mexiko zu Besuch und hat sich das Land ausgesucht. Für weniger als zwei Millionen Dollar kann er es kaufen mit allem, was dazu gehört, Schafen, Tausenden von Pferden und anderem Vieh, mit den Vordächchen, Kofeln, Asphalt, Petroleum zc. Die neue Plantage wird angepriesen nach Gründerart, denn ein gewaltiger Pump soll dafür aufgenommen werden, sieben Millionen Dollar zu sieben Prozent Zinsen, bezeichnet als „Zions siebenprozentige konsolidierte Rente“. In einem Apostolischen Brief wird Zion in allen Landen aufgefordert, mit dem

Gelbe rauszurücken! — Sollten die unchristlichen sieben Prozent Zinsen nicht andeuten, daß der Teufel seine Hand dabei im Spiele hat?

Möglich, daß ein grandioser Reinkauf daraus wird, aber der Plan kann auch gelingen, unterstützt und gehalten durch den religiösen Fanatismus, der kein Opfer scheut. Der große Prophet ist auch ein guter Geschäftsmann und berechnet das Vermögen Zions auf 21 000 000 Dollar. In der Presse von Chicago und New York war vor einigen Jahren öfter die Rede davon, daß Zion vor dem Bankrott stehe, aber es bekehrte sich auch mancher reiche Mann und manche reiche Witwe, die ihr Vermögen dem großen Propheten zu Füßen legten. Der Erfolg von Zion City in Illinois ist immerhin bemerkenswert, schon allein als eine Stadt, in welcher es unter zehntausend Menschen keinen gibt, der Hunger leidet oder ohne die nötige Kleidung ist; eine Stadt mit einem Polizeigewahrsam, in dem bisher nur unartige Jungen eingesperrt wurden; eine Stadt, deren Richter noch nicht eine Verurteilung wegen eines Verbrechens abzuspalten brauchte. So wenigstens verstärkte Dowie in einer Predigt im Tabernakel am Sonntag, den 30. April 1905, und man widersprach ihm nicht. —

Arthur Baar.

Kleines feuilleton.

— Sächsishe Vogelnamen. Einer besonders großen Zahl eigentlicher Benennungen erfreut sich der Spatz. Die sächsische Form Sperling erscheint wohl nur in der Redensart „schimpfen wie ein Rohrsperling“ und auch da in mundartlicher Aussprache als Sperling im östlichen, Sparlich im westlichen Erzgebirge, in der Mehrzahl Sparläche. Der Name wird gern zu einer Silbe zusammengezogen, zu Sperlysch (Leipzig) oder Spert, auch Spirt; außerdem heißt er im Niederland Spinzsch, Schuilysch, Zels (Nachahmung des Naturlauts) und Wimbs. Nach dem Naturlaute ist auch der Bergfink im Westergebirge Quack benannt. Zu Einsilbern werden auch gern die Namen der drei einen „Sag“ bildenden Säger verkürzt: Gampisch (mittelhochdeutsch henfelino), Stiz (neben Stillig) und Jaisch oder Zeisch, worunter allerdings in Dresdens weiterer Umgebung nicht nur der Zeisig, sondern auch der Wachtellönig oder (in Zwenkau) auch der Wiesenschnärler verstanden wird. Für Zeisig sagt man im Erzgebirge auch Grünerts, um Dresden Jitschebäbrig, im Zwidau Tschätscher. Im westlichen Erzgebirge wird als Zetscher gemäß seinem Naturlaute der Buchfink bezeichnet, im Eibenstock der kleine Hänfling, der im Spätherbst massenhaft über das Gebirge fliegt; nach ihm heißt der zweite Buztag Zöischer-Buztag: wenn an ihm die Zöischer einfallen, folgt ein lästlicher, das ist wenig strenger Winter. Ein Wintervogel ist in derselben Gegend der Quantsch oder Zwuntsch (vergleiche Quersch — Zwettsche), „Quantschen sehen gar grün, das Hänel ist gelb und wird zum Loden auf dem Vogelherd gebraucht“. Der ebenfalls im westlichen Erzgebirge übliche Name der Mitteldroffel Schnarrer schließt sich an den Naturlaut an, die Singdroffel dagegen heißt Zippe, die Weindroffel Ziemer; im Vogtlande ist Zeimer wie im Mittelhochdeutschen ziomer der Kraummentsvogel, der nach seiner Stimme auch Schader hieß. Von den nach der Farbe benannten Vögeln heißt der Goldammer im westlichen Erzgebirge Amerlich oder Ammisch, im Niederlande Gel- oder Gälammer(h), (in der Lausitz Kohlhammer), das Roschwänzchen Nutwispel oder Nutwispeling, in Schmieberg auch Wullich, das Rotflehchen Nutkalle, Nutlatschen oder Nutladel (wie in Schlesien); in Leipzig war Rotgädchen vor 50 Jahren Spitzname der städtischen Polizisten, weil deren Uniform rote Halsbänder hatte. Manche der in Sachsen üblichen Vogelnamen veranschaulichen die Bewegungen der Vögel. Die Wachtelze heißt Wadelstierz (Zammenberg), von dem ihr eigentümlichen Wippen des Schwanzes der Specht wird um Dresden mit dem Namen Bomhedrich als der Vogel bezeichnet, der den Baum hinauf klettert: hedern, Weiterbildung zu hoden, wird gebraucht für hoden klettern, besonders herumhedern für ein unerlaubtes oder ungehöriges Herumklettern der Kinder auf Stühlen, Treppen, Zäunen, Holzstöben und dergleichen; doch sagt man auch von einem Reitenden: der hōdert zu Pferde, ohne ihm damit irgendwelchen Tadel auszusprechen. Im Erzgebirge ist der Vergleich beliebt: Er hüppt wie a Ruffel: damit ist (wie auch im Vogtlande) der Eichelhäher gemeint, der sonst allgemein Eichelgäb(h) oder Eichelgäbich heißt; der zweite Teil dieses Namens stellt die mundartliche Form von Habicht dar, der für sich allein gebraucht sein anlautendes h. beibehält als Habit (um Rößlich) oder Hacht im Gebirge; nach dem Volksglauben verkündet sein Ruf den nahen Tod eines Familienmitgliedes, daher heißt er auch Tuntschäht. Mehr als der Habicht wird aber der Buffard beobachtet, der im Niederlande Stöher(h) genannt wird, da er seine Beute im Stöche erhascht, im Erzgebirge dagegen Krimmer von dem mittelhochdeutschen Zeitwort krimmen = mit gekrümmten Klauen packen. Der Kreuzschnabel, der nach seinem gekrümmten Schnabel benannt ist, heißt schon in alten Quellen Krieniz, das ist eigentlich Grüniz nach der grünen Färbung; neben Krieniz (Zammenberg) ist heute im Erzgebirge Krienerts üblich (in der Lausitz Krimms). Mit dem Namen Alaster, Diaster (um Freiberg) oder Dlofter (um Ramenz) für die Elster hat die Mundart die alte Form Aglaster, die Luther gebraucht (wie noch heute die nördliche

Oberlausitz), ziemlich treu bewahrt; die althochdeutsche Form *agalstra*, *agazza* führte auch zu dem französischen *agace* und italienischen *gazza*, nicht aber zur deutschen *Gale*, wie um Zwenkau die Elster heißen soll; unter einer *Gale* oder *Kale* versteht man die Krähe (um Freiberg wie im Vogtland) oder den Raben (Weißner Gegend); das Wort hat nichts mit *gaten* = *gaffen* (alte *Gale* = neugierige Person) zu tun, sondern ahmt das Geschrei der Krähe nach, die sonst dem mittelhochdeutschen Kran entsprechend, auch *Krahe*, Mehrzahl *Kranne*, *Krohn* oder *Kruhn*, genannt wird. —

— Aus dem juristischen Examen. Vor dreißig Jahren konnte man noch an einiger Universitäten den Doktor in absentia machen. Das ist heute nicht mehr möglich und der juristische Doktor ist nicht mehr so leicht zu erlangen. Der Anno 70 auf allen Hochschulen bekannte Wig, daß auf dem Bahnhofs der Universitätsstadt Z der Bahnhofsportier beim Einlaufen derzüge rufe: „Will einer der Herren den juristischen Doktor mitnehmen?“ ist der jüngeren Generation wohl gänzlich fremd geblieben. Schon zehn Jahre später waren die Anforderungen der Fakultäten recht hohe. Das mußte zu seinem Leidwesen ein ostelbischer Junker erfahren, der im Doktorexamen durchfiel, nachdem er auf die meisten Fragen stumm geblieben war und auf die Frage: „Wo wird die deutsche Bundesakte aufbewahrt?“ geantwortet hatte: „In einer großen festverschlossenen Kiste.“ Er hoffte aber trotzdem, die Prüfung zu bestehen, und als der Defak verkündete: „Die Fakultät bedauert sehr . . .“, da unterbrach der Baron den alten Geheimrat mit dem Ausrufe: „Die Herren belieben zu scherzen!“ — Ein anderes Mal unterzog sich ein neugeborener Referendar der Doktorprüfung, fiel aber durch, obgleich er schlaffertig auf die Frage: „Ist es eine Beleidigung, wenn ich zu einer Dame sage: „Sie alte Nachtigall!““ erwiderte: „Wenn ich es zu der Lucca sage, nein!“ Als er traurig auf seine Wunde kam, stand die sorgliche Dienstmagd schon mit einem Lorbeerkränze, des Doktors und des üblichen Goldstücks gewärtig, bereit, aber der Aermste konnte von dem Kränze keinen Gebrauch machen. — Sehr gut half sich ein Doktorandus in Göttingen. Die Prüfung fand im Hause des Defaks statt, der an den Kandidaten die Frage richtete: „Halten Sie es für einen gültigen Kauf, wenn ich Ihnen mein Haus für einen Taler verkaufe?“

„Ja wohl!“ antwortete der Gefragte, und als er die erstaunten Gesichter sah, setzte er schnell hinzu: „Ich weiß ja nicht, ob Ihr Haus mehr als einen Taler wert ist.“

Da lachten die Gefragten und der Kandidat bestand. — („Ziff. Ztg.“)

Volkskunde.

gc. Eine merkwürdige Sitte, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und sehr stark an die Schädelverehrung vieler Naturvölker erinnert, besteht in einigen Alpengegenden Oberösterreichs und Salzburgs, nämlich die Bemalung der Schädel verstorbenen Angehöriger. Diese Stufe des Ahnenkultus trifft man, wie bekannt, bei verschiedenen Naturvölkern. Die Adamanen trugen ihre Ahnenschädel an einer Schnur um den Hals, in den tibetischen Klöstern gibt es Spendeschalen aus reich vergoldeten Schädeln, die See-Daja widmen den Köpfen besondere Auszeichnung, sprechen ihnen Liebesworte zu und geben ihnen die besten Speisen bei jeder Mahlzeit. Die Schädel werden oftmals mit weißen und roten Streifen bemalt oder geschwärzt, die Augenhöhlen mit Muscheln gefüllt usw. Sicherlich werden mit dem Besitz solcher sorgfältig behandelten und verzierten Schädel abergläubische Vorstellungen von Geistersehnd und Heilwirkung verbunden. Ist vielleicht diese in den Alpenländern verbreitete Sitte ein Ueberrest derartiger Schädelverehrungen, die ehemals auch bei uns heimisch waren? Haben wir doch in den „Leichenbrettern“, die auch jetzt noch in manchen Gegenden Deutschlands üblich sind, eine verwandte Aeußerung des Seelenkultus. Professor Zuderlandl fand den Brauch der Schädelbemalung bei seinen Durchmusterungen der Weinhäuser Oesterreichs und Salzburgs häufig, vereinzelte auch in Kärnten, Steiermark und den angrenzenden Strichen Tirols. Die geographische Verbreitung dieser Sitte ist damit aber noch nicht festgelegt. Alle acht bis zehn Jahre müssen wegen des geringen Fassungsvermögens die meisten ländlichen Friedhöfe umgegraben werden, wobei die bevorstehende Voflegung der Skeletteile den Angehörigen gewöhnlich angesagt wird, damit sie für die Reinigung, Vergung und Beisehung der Knochen im Weinhaufe Sorge tragen können. Bei diesem Anlaß wird dann manchmal der Schädel vom Ortstischler mit verschiedenartigen Zierraten und Zeichen bemalt. Am häufigsten ist ein Blumen- oder Rosenkranz, der ganz in jenem Stile, wie er die Alpenmarkten, Leichenbretter usw. kennzeichnet, gehalten ist. Ein häufiger Vorwurf ist auch die Schlange, die sich um den Schädel windet und gewöhnlich aus einer Augenhöhle kriechend dargestellt wird. Ob diesen Zeichnungen im Sinne der Bevölkerung etwas Symbolisches innewohnt, steht noch dahin. In Ebenua (Salzburg) trug ein Schädel einen Blätterkranz, der sich vorne auf der Stirne vereinigte und mit einer gemalten blauen Schleife zusammengehalten wurde, deren Enden rechts und links vom Nasenbein herabhängten. In anderen Fällen ist der Name des Verstorbenen in farbigen Buchstaben aufgemalt oder wenigstens die Anfangsbuchstaben und der Todestag. Einen eigenartigen Fall fand Professor Zuderlandl in den Weinhäusern von Maria Bärth in Kärnten und Ulrich in Steiermark. In jedem dieser Koven, wie die Weinhäuser dort genannt werden, fand sich ein Schädel, der gänzlich mit Nummern beschrieben war, die sich alle

streng an die Ziffernreihe von 1—90 hielten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß es Lotterienummern sind, die ein Abergläubischer auf den Schädel geschrieben hat, in der Hoffnung, daß sie dann gezogen werden. —

Aus dem Tierleben.

t. Zahnkrankheiten bei Pferden. Dr. Colyer hat, wie er in einem Vortrag in der letzten Jahresversammlung der Britischen Medizinischen Vereinigung ausführte, im ganzen über 500 Schädel verstorbenen Pferde auf den Zustand der Zähne untersucht, um über die Verbreitung von Zahnkrankheiten unter den Pferden ein Urteil zu gewinnen. Wie zu erwarten ist, war die Möglichkeit der Zahnfäule (*caries*) nicht etwa ähnlich groß wie beim Menschen, für den sie überhaupt die häufigste aller Krankheiten darstellt. Von jener Zahl von Fällen erwiesen sich 66 als damit behaftet. Zuweilen waren die Zähne nur wenig angegriffen, manchmal aber fanden sich bis zu zehn stöckige Zähne in einem Pferdegebiß. Auch der Verlauf der Zahnkrankheiten ist bei den Pferden ein besonderer, indem der größere Teil der stöckigen Zahnsubstanz beim Kauern abgenutzt und beseitigt wird. Die Fäule kommt bei den Pferden im Oberkiefer häufiger vor als im Unterkiefer, ferner begreiflicherweise bei alten Tieren mehr als bei jungen, obgleich bisweilen auch schon ganz junge Pferde stöckige Zähne aufweisen. Dr. Colyer ist der Meinung, daß das Pferdefutter für die Entstehung der Zahnfäule verantwortlich gemacht werden muß. Noch gewöhnlicher sind bei den Pferden Erkrankungen der fleischigen oder häutigen Umgebung der Zähne, wovon 166 Fälle beobachtet wurden, und zwar von geringen Schäden der Zahnhäute bis zu schweren Entzündungen des Knochens und sogar des Mundhimmels. Alsdann berrät sich die Krankheit durch einen äußerst widerlichen Geruch des Atems. Die Erkrankungen des Zahnfleisches scheinen hauptsächlich von harten Körpern im Futter herzurühren, die sich im Gaumen oder zwischen diesem und den Zähnen festsetzen. Beim Menschen hält man Erkrankungen des Zahnfleisches im allgemeinen für Folgen innerer Störungen des Stoffwechsels. Colyer schließt aber aus seinen Forschungen, daß sie auch beim Menschen häufiger aus örtlichen Ursachen entstehen mögen, als die Sachverständigen bisher geglaubt haben. —

Humoristisches.

— Prinzen-Dienst. „Worin bestand eigentlich der Dienst des Prinzen bei der Truppe?“
„Im . . . Avancieren.“

— Das dritte Geschlecht. Professor (im sogenannten Kulturexamen): „Für welches Geschlecht ist die Pädagogik?“
Kandidat (verlegen): „Für's männliche?“
Professor: „Nein!“
Kandidat (im Brusttone der Ueberzeugung): „Für's weibliche!“
Professor (erzürnt): „Unsinn! Für's heranwachsende Geschlecht!“ — („Jugend“.)

Notizen.

— Der Bremer Dramaturg Heinrich Wulthaupt ist im Alter von 56 Jahren infolge eines Herzschlages gestorben. Seine dreibändige „Dramaturgie des Schauspiels“ erlebte mehrere Auflagen. — Das Berliner Theater wird die neue Spielzeit mit einer Novität, „Andalusia“ von Florian Endli, eröffnen. Der Verfasser ist ein Schweizer Lehrer. — Der Samariter, ein vieraktiges Volksstück von Christian Flüggen, fand bei der ersten Aufführung im Münchener Volks-Theater Weisfall. — Hans Fißner soll Kapellmeister an der Wiener Hofoper werden. So sagt man. — Die Erweiterungsbauten im Landes-Ausstellungsgebäude am Lehrter Bahnhof werden im Herbst beginnen. — Wie die Wochenschrift „Nature“ mitteilt, sind Siemens u. Halske in Berlin und die Marconi-Gesellschaft mit dem isländischen Althing in Verhandlung getreten, damit ein drahtloser Telegraph zwischen der nördlichen Insel Island und dem europäischen Festland eingerichtet werde. Die Voranschläge verlangen ungefähr 730 000 M., wofür die Berliner Firma die Ausführung unter Garantie des sicheren Funktionierens übernehmen will. — Ein kräftiger Architektenschurz zieht das neue Amtsgerichtsgebäude in Delmenhorst. Ueber der Tür ist auf der einen Seite ein Fuchs- auf der andern ein Schafskopf eingemeißelt. ge. Gelehrten-Glück. Ein Professor der Zoologie hält seine Abschiedsvorlesung und gibt seinen Hörern eine Geschichte seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, die hauptsächlich dem Leben der Kleintiere gewidmet waren. In Ekstase schließt er mit den Worten: „Ziehe ich die Summe meines Lebens, so kam ich mit Begeisterung sagen: Der Traum meiner Jugend waren die Eingeweidewürmer, und der Abend meines Lebens wurde verschönt durch die Wasserflöße!“ —